

Dorothee Nolte **RAHEL**
VARNHAGEN
Lebensbild einer Salonière

*Ich liebe
unendlich
Gesellschaft*

EULENSPIEGEL VERLAG

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz
noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder
veröffentlicht werden.

Eulenspiegel Verlag – eine Marke der
Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-359-03003-4

1. Auflage 2021

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Verlag, Karoline Grunske
unter Verwendung historischer Abbildungen aus dem Verlagsarchiv

www.eulenspiegel.com

*»Ich habe unendliche Gegenwart
und Schnelligkeit des Geistes,
um aufzufassen, zu antworten,
zu behandeln.«*

VORWORT

Für Gesellschaft geboren

Kann eine Frau ein schöneres Kompliment bekommen, noch dazu aus so berufenem Munde? Für Heinrich Heine war Rahel Varnhagen »die geistreichste Frau des Universums«. Der Historiker Leopold Ranke, von Berufs wegen zur Präzision verpflichtet, grenzte dieses Lob nur unwesentlich ein: Sie sei »die geistreichste Frau Europas« – immerhin. Jean Paul nannte die für ihren Witz bekannte Salonière, die sich selbst nicht als solche bezeichnete, die »einzige humoristische Frau«, der Romantiker Friedrich de la Motte Fouqué sah in ihr eine »Seelenentflammerin, mit Worten, wie sie vielleicht in keines anderen Menschen Gewalt stehen«. Alexander von Humboldt bezeichnete sie als »Zierde ihres Geschlechts«, Adelbert von Chamisso bewunderte die »berühmte, kleine, wunderbare, geistige und scharfsinnige Rahel Levin«. Und Goethe, den sie lebenslang verehrte? Der schrieb in wohl abgewogenen Worten: »Sie ist, was ich eine schöne Seele nennen möchte; man fühlt sich, je näher man sie kennenlernt, desto mehr angezogen, und lieblich gehalten.« Auf eines hätten sich alle einigen können: Rahel Varnhagen von Ense, geborene Levin, war ein »Ausnahmswesen« (Fouqué).

Kann eine Frau originellere Briefe schreiben? Das Medium, das ihr, neben dem Gespräch, am meisten lag, war genau dieses schriftliche Wechselspiel. Sie wollte keine Monologe, sie wollte Antworten, Dialog, wollte Funken sprühen und Geistesblitze entfachen. Ihre Briefe – fast

300 Briefpartner sind bekannt, rund 6000 Briefe erhalten – sind so spritzig wie sprunghaft, von einer flirrenden Spontaneität, oft schwer nachzuvollziehen ohne genaue Kenntnis des Kontexts. An anderen Autoren bewunderte sie die ordentliche Gedankenführung und den logischen Satzbau – sie selbst dagegen »könne nicht schreiben«. Sie gehörte wohl, wie Heinrich Heine vermutete, zu den Menschen, die, »wenn sie gut schreiben sollen, sich immer in einer leidenschaftlichen Anregung, in einem gewissen Geistesrausch befinden müssen: Bacchanten des Gedankens, die dem Gotte mit heiliger Trunkenheit nachtaumeln«. Das vielleicht treffendste Bild für ihren Stil hat der Publizist Friedrich Gentz gefunden: Sie schreibe Briefe, »wo die Blüten und Früchte drinliegen, mitsamt den Wurzeln und der Erde dran, aus dem Boden gezogen«.

Kann eine Frau einen hingebungsvolleren Gatten finden? Der Publizist Karl August Varnhagen, den Rahel im Alter von 43 Jahren ehelichte, sog jedes Wort von ihr auf und investierte nach ihrem Tod Jahre, Jahrzehnte darin, ihre Briefe aufzufinden, abzuschreiben, zu veröffentlichen. Vierzehn Jahre jünger war Karl August Varnhagen und doch, so schrieb er kurz nach ihrem Tod, »ist mir noch heute Rahel das Neueste und Frischeste meines ganzen Lebens«. In ihr fand er »die Vorzüge menschlicher Erscheinung, die mir bisher einzeln begegnet waren, beisammen, Geist und Witz, Tiefsinn und Wahrheitsliebe, Einbildungskraft und Laune«. Neben allem »Großen und Scharfen« schätzte er auch ihre »weibliche Milde und Anmut«.

Rahel wusste um ihre Wirkung und um ihre Fähigkeiten, vor allem um ihre Gabe, Menschen im lebendigen Gespräch für sich zu gewinnen. »Ich liebe unendlich Gesellschaft: und von je«, schrieb sie an den Dichter Clemens

Brentano, »und bin ganz überzeugt, dass ich dazu geboren, von der Natur bestimmt und ausgerüstet bin. Ich habe unendliche Gegenwart und Schnelligkeit des Geistes, um aufzufassen, zu antworten, zu behandeln. Großen Sinn für Naturen, und alle Verhältnisse; verstehe Scherz und Ernst: und kein Gegenstand ist mir bis zur Ungeschicklichkeit fremd, der dort vorkommen kann. Ich bin bescheiden, und gebe mich doch preis durch Sprechen; und kann sehr lange schweigen: und liebe alles Menschliche, *dulde* beinahe *alle* Menschen.«

Diese Eigenschaften machten sie zu einer der berühmtesten Gastgeberinnen ihrer Zeit. Ihr »Salon«, damals nicht so genannt, war ein Kreis, »in welchen aufgenommen zu werden königliche Prinzen, fremde Gesandte, Künstler, Gelehrte oder Geschäftsmänner jeden Ranges, Gräfinnen und Schauspielerinnen sich gleich eifrig bemühten«, erinnert sich der schwedische Diplomat Karl Gustav von Brinckmann, »und wo jeder von ihnen nicht mehr Wert, aber auch nie weniger hatte, als er selbst durch seine gebildete Persönlichkeit geltend zu machen vermochte«. Sicher ist einige Verklärung dabei, wenn Brinckmann am Ende seines Lebens festhält: »Was ich in den Hörsälen der Weisen, in den geheimnisvollen Tempelhallen der Frommen, in der sinnlichen Prachtwelt vergebens gesucht hatte: ungeschleierte Wahrheit, Selbständigkeit des Geistes und Innigkeit des Gefühls, kam mir in dem Dachstübchen dieser seltenen Selbstdenkerin als eine heilige Offenbarung entgegen.« Selbst denken, nie aufhören zu fragen, im Sinne ihres Ausspruchs: »Was ist der Mensch am Ende anders als eine Frage! Zum Fragen, nur zum Fragen ... ist er hier.«

Bewundert wurde sie von vielen, und doch verspürte sie einen doppelten Makel: als Jüdin und als Frau. Als

Jüdin war es ihr versagt, gleichberechtigter Teil der Gesellschaft zu sein. Die christlichen, zum Teil adligen Herren und Damen ließen sich zwar gerne an ihrem »Teetisch« blicken – das Wort »Salon« für Geselligkeiten dieser Art kam in Deutschland erst später in Mode –, aber sie luden sie nicht in ihre eigenen Häuser ein. Hochgestellte Männer, in die sie sich verliebte, verehrten sie zwar, aber hätten sie niemals geheiratet. Mit ihrer Herkunft war sie überkreuz, die traditionell lebenden jüdischen Verwandten, die sie in Breslau besuchte, waren ihr peinlich. »Es wird mir nie einkommen, dass ich ein Schlemihl (Pechvogel) und eine Jüdin bin«, klagte sie und fühlte sich von ihrer »infamen Geburt« auch dann noch verfolgt, als sie längst zum Christentum übergetreten war und den liberalen Protestanten Varnhagen geheiratet hatte.

Als Frau war es ihr nicht möglich, ausgedehnte Bildungsreisen zu unternehmen, wie es die männlichen Gäste an ihrem Teetisch ganz selbstverständlich taten; es war nicht vorgesehen, dass sie studieren, einen eigenen Beruf ergreifen oder unter ihrem eigenen Namen Werke veröffentlichen könnte. Schon als junges Mädchen prangert Rahel die Ungerechtigkeit an, dass sie zu Hause sitzen müsse, während ihr Jugendfreund David Veit reisen darf, und später wird sie sagen: »Dass in Europa Männer und Weiber zwei verschiedene Nationen sind, ist hart. Die einen sittlich, die anderen nicht, das geht nimmermehr!« Die Schriftstellerin Brigitte Kronauer stellt in Rahels Briefen, auch wegen ihrer lebenslangen körperlichen Leiden, einen »Grundton des Klagens« fest. Gleichzeitig sei sie stellenweise »unerträglich selbstgerecht« und ergehe sich in »forcierten Selbstanpreisungen«. Ja, auch das: Auf einen einfachen Nenner lässt sie sich nicht bringen. Karl August Varnhagen hat zu Recht

gesagt: Selbst wer alle ihre Briefe gelesen hat, wird nur ein unvollständiges Bild von ihrem Wesen gewinnen, »dessen Hauptsache gerade ursprüngliche, unmittelbare Lebendigkeit« war. Kann dieses kleine Buch ein vollständiges Bild geben? Ganz sicher nicht. Aber wir können ihr näherkommen, der geistreichsten Frau des Universums.

Tochter aus
ziemlich gutem Hause
(1771 – 1793)

Drei Steine

Berlin-Mitte. Die Autos stauen sich auf der Spandauer Straße, der Lärm der Karl-Liebknecht- und der Grunerstraße schwappt herüber, wir stehen am Neptunbrunnen und drehen uns, auf der Suche nach Rahel, einmal um die eigene Achse. Richtung Norden: die mittelalterliche Marienkirche, einsamer Fremdkörper, von tristem Asphalt umgeben. Gen Osten: Fernsehturm und Alexanderplatz; im Süden erhebt sich das mächtige Rote Rathaus; und gen Westen erahnen wir durch die Sträucher des Marx-Engels-Forums die moderne Ost-Fassade des wieder aufgebauten Stadtschlosses, des Humboldt Forums. Hier, auf dieser verkehrsumtosten Brache, soll alles angefangen haben?

Drei Steine und ein bisschen Muskelkraft braucht es, um die Orte zu erreichen, die Rahel Levins Kindheit prägten. Der erste gedachte Stein fällt aufs Pflaster, dort wo einst das Haus Spandauer Straße 68 stand. In diesem Haus – heute erinnert daran eine Bodenskulptur des israelischen Künstlers Micha Ullmann – wohnte der Aufklärer Moses Mendelssohn mit seiner Frau Fromet und ihren sechs Kindern. Wenige hundert Meter davon entfernt, am Neuen Markt, wurde

die Salonière Henriette Herz geboren. Dorthin würde der zweite Stein vom Neptunbrunnen aus mit Leichtigkeit fliegen – und ebenfalls auf nacktem Pflaster landen. Natürlich steht Henriettes Geburtshaus nicht mehr, Berlin hat seine Altstadt durch Bomben und brutale Stadtplanung beinahe vollständig verloren. Damals aber gab es rund um die Marienkirche eine dichte Bebauung und einen Marktplatz. Einmal umwenden, bitte, zum Roten Rathaus: Zu Rahels Lebzeiten stand an dieser Stelle das sehr viel kleinere »Alte Rathaus« mit seiner mittelalterlichen Gerichtslaube. Wir holen einmal Schwung und werfen unseren dritten fiktiven Stein: Schräg gegenüber vom Alten Rathaus, wo sich die Spandauer Straße und die Königstraße, heute Rathausstraße, kreuzen, stand das Eckhaus Spandauer Straße 26, in dem Rahel Levin geboren wurde.

In einer Schachtel

Sie wird sehnlichst erwartet. Mutter Chaie hat bereits einige Fehlgeburten hinter sich, zu Pfingsten, am 19. Mai 1771, endlich Töchterlein Rahel das Licht der Welt erblickt. Sie ist ihr erstes lebendes Kind, »welches aber so klein und zart war, und so schwach schien, dass man dasselbe in Baumwolle gehüllt eine Zeit lang in einer Schachtel aufbewahrte«, wie Rahels späterer Ehemann Karl August Varnhagen berichtet. Die Kleine überlebt, wird aber in ihrer Kindheit oft mit Krankheiten zu kämpfen haben und bis an ihr Lebensende an Rheuma leiden. Chaies Ehemann Levin Markus ist deutlich älter als sie, seine beiden früheren Ehen sind kinderlos geblieben, er dringt auf einen Stammhalter. Zum Glück folgt ein Jahr nach Rahels Geburt ein Junge,

Markus; drei weitere Kinder werden innerhalb der nächsten 13 Jahre geboren, Liepmann (später: Ludwig), Röschen und Meyer (später Moritz genannt). Rahel ist also eine älteste Schwester, von der man gerne Fürsorglichkeit und Pflichtbewusstsein erwartet. Und ja, sie wird die Rolle der Mit-Erzieherin annehmen und die oft überforderte Mutter unterstützen. Aber eine typische älteste Schwester ist sie nicht, denn ihre Haupteigenschaften treten, so Varnhagen, schon früh zutage: »für alle Verhältnisse der Luft und des Wetters, die reizbarsten Nerven, die feinste Empfindlichkeit, die leiseste und schärfste Tätigkeit der Sinne, die erregbarste Teilnahme des Herzens«.

Schutzjude mit Launen

Als Rahel geboren wird, geht ihr Vater schon auf die 50 zu, ein gestandener Mann, der sagt – oder brüllt – wo's langgeht. Steht ihm das nicht zu? Die Levins sind reich, und das ist ihm zu verdanken. Levin Marcus, auf einem zeitgenössischen Gemälde mit weißer Perücke, Rock und Stock, Pausbäckchen und zur Korpulenz neigend zu sehen, handelt mit Juwelen und verleiht Geld. Er hat in seiner Jugend England und Holland bereist, am Hof in Brüssel ein Vermögen gemacht und kann sich leisten, in Preußen all die Abgaben und Sondersteuern zu bezahlen, die Juden nun mal leisten müssen, wenn sie einigermaßen unbehelligt leben möchten. Die meisten der rund 3600 Juden in Berlin sind arm und genießen keinerlei Bürgerrechte, nur wenige »Schutzjuden« sind in höheren Kreisen gern gesehen, weil sie dem Adel mit Krediten unter die Arme greifen. Sicher ist: Rahel hat unter seinen Wutanfällen gelitten. Ein »rauer,

strenger, heftiger, launenhafter, genialistischer, fast toller Vater« sei er gewesen, der ihr »jedes Talent zur Tat zerbrach, ohne solchen Charakter schwächen zu können«. Ihre ganze lange Jugend hindurch sei sie »angeschrien, überschrien, beseitigt, unberücksichtigt« gewesen. Ihr Fazit: »Eine gepeinigtere Jugend erlebt man nicht«. Rahels Mutter leidet still und nimmt hin, Rahel versucht sie zu beschützen. In dem frühesten Brief, der von ihr erhalten ist, beschwört die 16-Jährige ihren Bruder, er möge sich bei seinen Verwandten gut benehmen: »Denk dir, wenn Klage an Papa kommt, ob nicht alles Leiden auf Mama zurückkommt. Unsre Mutter ist schwach, sie hat viel gelitten, muss noch viel leiden, stürbe sie uns, so wäre dem Verstand nach gewiss der Tod auch für uns das Beste, ich wenigstens würde ihn wählen.« In dieser schwierigen Familienkonstellation bildet Rahel ihre Reizbarkeit, scharfe Beobachtungsgabe und empfindliche Gefühlswelt aus. Die Verletzungen ihrer Kindheit und Jugend, die sie in ihrem Inneren eingekapselt hat, analysiert sie mit 24 Jahren – wie von Freud geschult – so: »Es ist, als wär' *vor vielen Jahren* etwas in mir *zerbrochen* worden, woran ich nun selbst eine boshafte Freude hatte, dass man es doch *nun* nicht mehr zerbrechen kann, und nicht daran zerren, schlagen; obgleich es nun ein Ort geworden ist, wo ich selbst nicht mehr hinkommen kann. (Und ist ein *solcher* Ort in einem, so kann man gleich nicht glücklich sein.)«

Zügellose Freigeisterei

Anders als in anderen deutschen Städten gibt es in Berlin kein Ghetto, Juden leben neben Christen in der Mitte der Stadt. Rahels Vater führt ein offenes Haus, zur Familie Levin kommen Kaufleute, Adlige und Künstler, auch um über ihre Kredite zu verhandeln. Die kleine Rahel ist oft dabei, denn der Vater führt seine schlagfertige Lieblings-tochter gerne vor. So trainiert sie gewissermaßen für die Gesellschaften, die sie später selbst geben wird. Es sind die späten Jahre der Regentschaft Friedrichs des Großen; vom damaligen Leben in der preußischen Hauptstadt hat der Naturforscher Georg Forster, der mit James Cook um die Welt gesegelt ist, nicht den besten Eindruck. »Berlin ist gewiss eine der schönsten Städte in Europa«, schreibt der Weitgereiste 1779. »Aber die Einwohner! – Gastfreiheit und geschmackvoller Genuss des Lebens – ausgeartet in Üppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen, Gefräßigkeit; freie, aufgeklärte Denkungsart – in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei.« In scharfem Kontrast dazu steht die Armut der einfachen Stadtbevölkerung und der Bauern, die östlich der Elbe ihren Gutsherren als Leibeigene untertan sind – immerhin zwei Drittel der preußischen Bevölkerung. Der Alte Fritz stirbt, als Rahel vierzehn Jahre alt ist, 1786 übernimmt sein Neffe Friedrich Wilhelm II., von den Berlinern »dicker Willem« genannt. »Alles besoff sich in Champagner, fraß die größten Leckereien, frönte allen Lüsten. Ganz Potsdam war wie ein Bordell«, so erinnert sich der Bildhauer Schadow an das Hofleben während dessen zehnjähriger Regierung. Die geistige Elite möchte

Friedrich Wilhelm II. dagegen im Zaum halten. Sein Staatsminister Johann Christoph Wöllner erlässt ein »Religions- und Zensuredikt«, das es verbietet, die christliche Religion in Frage zu stellen: ein Aufreger für die Aufklärer, die im intellektuellen Berlin den Ton angeben.

Wie im Walde

Die junge Rahel merkt schnell: Für Juden gelten andere Regeln als für Christen – und für wissbegierige Mädchen andere als für Jungs. Rahels Brüder besuchen höhere Schulen oder absolvieren eine kaufmännische Ausbildung, für die Töchter dagegen ist keinerlei Schulbesuch vorgesehen. Dabei hat sie ein unaufhörlich arbeitendes Gehirn, rastlos denken ist ihr »die einzige Pflicht, das einzige Glück«. Wo soll sie Futter für ihren Kopf herbekommen? »Ich bin wie in einem Walde aufgewachsen«, schreibt sie im Rückblick, »mir wurde *nichts* gelehrt«. Schreiben lernt sie zunächst in hebräischen Buchstaben. Einigen Unterricht zu Hause wird es aber gegeben haben, denn Rahel lernt Französisch, Englisch und Italienisch, Klavierspielen und Geige, arbeitet sich in die höhere Mathematik ein und hat mit 20 schon Rousseau, Shakespeare, Lessing, Dante, Diderot und Montaigne gelesen. Der »Wald« ist also eine Rahelsche Zuspitzung. Und auch wenn ihre eigene Familie nicht viel Wert auf literarische Bildung legt, so tun es doch die jüdischen Familien, mit denen sie befreundet ist. Sie muss ja nur aus der Tür treten und wenige hundert Meter gehen, und schon ist sie bei Mendelssohns oder Herzens.